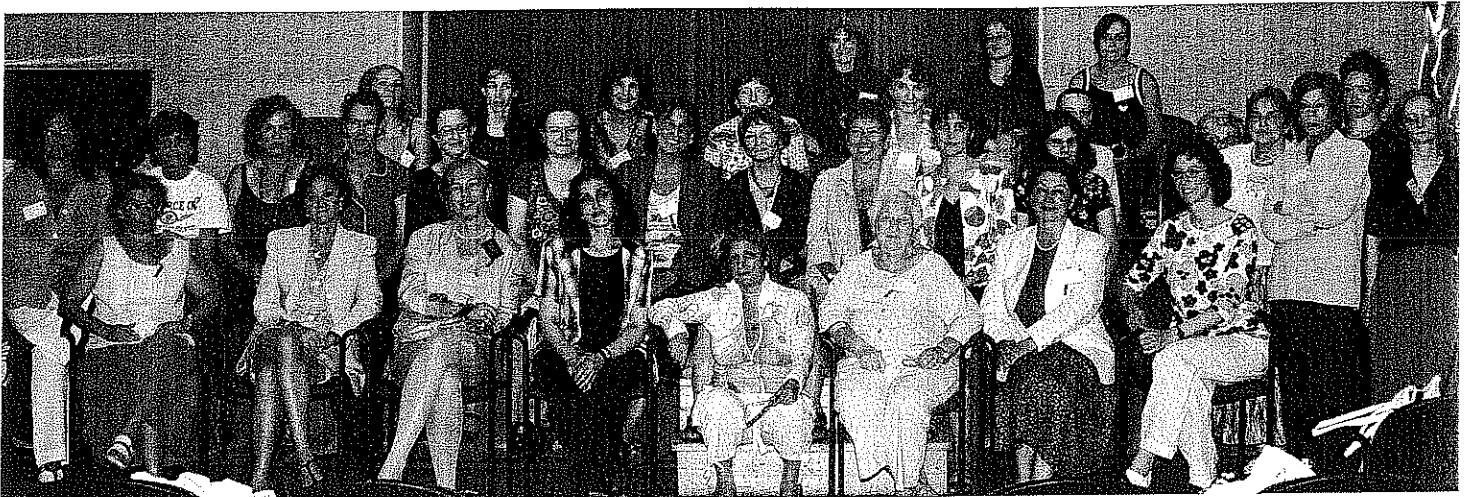


RUTH FRUCHTMAN

„Und all diese Geschichte, was habe ich daraus gelernt?

## **Du sollst einen guten Urlaub nie verpassen!“**

EIN BERICHT ÜBER DIE TAGUNG „DIVERSITIES“: BET DEBORA (DEBORAS LEHRHAUS FÜR JÜDISCHE AKTIVISTINNEN, AKADEMIKERINNEN, RABBINERINNEN) 1998 IN BERLIN GEGRÜNDET, ZU BESUCH BEI ESTHERS TASCHKE (ESZTER TASZKA) IN BUDAPEST.



Fotos: Malin Kundi

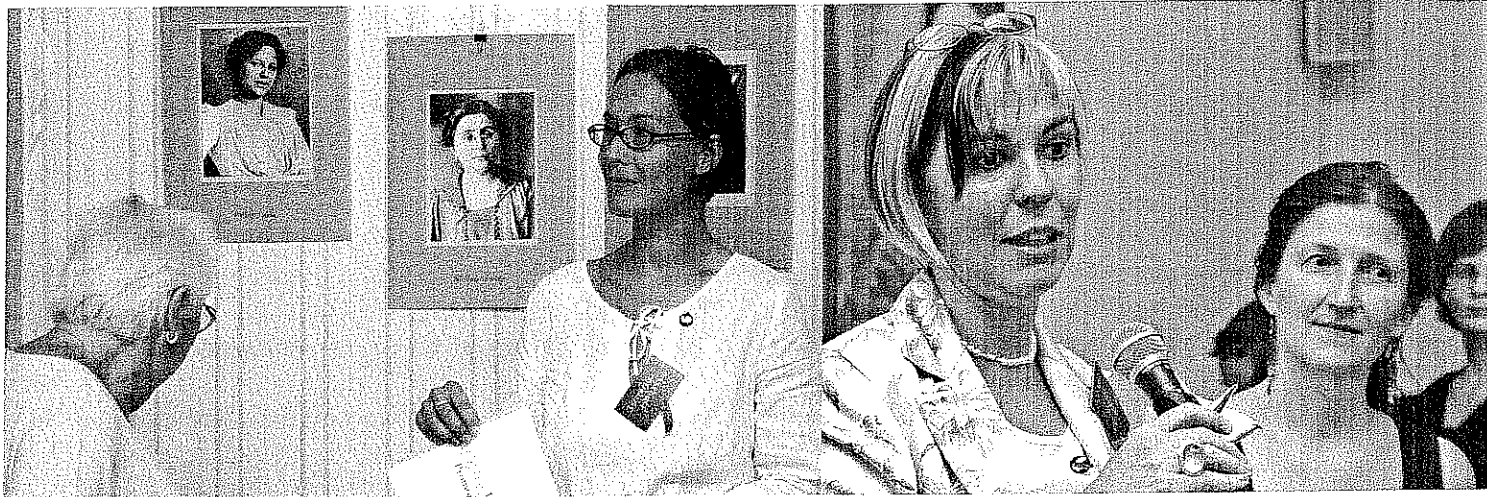
Die zwei Sätze der Überschrift enthalten die Summe der Lebensweisheit von Katarina Lofflerova, 1910 in Bratislawa geboren. Vor dem Zweiten Weltkrieg war sie verheiratet und arbeitete als Angestellte, zuerst in einer Versicherungsfirma, später in einer angesehenen Stofffabrik. Ihre ganze Familie, außer ihrer jüngeren Schwester, wurde im Holocaust ermordet. Ungebrochen, eine tapfere Frau, sie überlebte Auschwitz-Birkenau und Mauthausen, heiratete nach dem Krieg wieder, hatte eine Tochter und ergriff später einen neuen Beruf als Reiseleiterin. Ihre Biographie erweckte das Interesse von Dóra Sardi und Eszter Ander, zwei jungen ungarischen Frauen, die sie hier auf der Konferenz präsentierten: Das ist jüdische Geschichte aus der Alltagsperspektive eines Einzelmenschen, sagten sie, es sind Traditionen, die durch die Shoa – den Holocaust – verloren gingen. Katarina Lofflerova war ihre jüdische Identität wichtig, und trotz des Leidens, der schweren Zeiten blieb sie bis zu ihrem Lebensende – sie starb 95-jährig im letzten Frühjahr – eine elegante, attraktive Person, die auf ihr Aussehen immer Wert legte.

„Diversities“ – Diversitäten – lautete der Titel der Bet Debora Konferenz, die Ende August, nach einer Pause von drei Jahren, zum ersten Mal außerhalb Berlins, in Budapest stattfand. Neunzig angemeldete Teilnehmerinnen aus fünfzehn Ländern; für viele enthielt die Tagung zu viele Diversitäten, passte allerdings zu den widersprüchlichen Fassaden dieser Stadt,

deren Bürger erst in den letzten Jahren angefangen haben, sich mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen. Obwohl auf der Konferenz der Holocaust keine Rolle spielen sollte, lag er, wie meist zu solchen Anlässen, bleiern in der Luft, auch weil im Frühjahr 1944, mit beispielloser Effizienz unter der tatkräftigen Kollaboration von ungarischen Institutionen und

den faschistischen Pfeilkreuzlern, die Deportation und Ermordung 600.000 ungarischer Juden begann. Vor zwei Jahren wurde in Budapest ein Holocaustmuseum eröffnet; eine Auseinandersetzung, wie es sie seit den achtziger Jahren in Polen immer wieder gegeben hat, bleibt bis heute in Ungarn aus.

„Wir haben versucht, den Holocaust aus einer anderen Perspektive zu erfassen“, erklärte Dr. Andrea Pető, stellvertretende Professorin für Genderforschung an der Budapester Zentralen Europäischen Universität – Tagungsort des Bet Debora – die 2001 gemeinsam mit Judit Gazsi, Katalin Peçsi und Zsuzsa Toronyi Esthers Tasche gründete, das ungarische Pendant der Organisation Bet Debora. „Das ist unsere Aufgabe für die Zukunft, einen anderen Rahmen und andere Betrachtungsweisen zu suchen, für das unermessliche Leid und die unwiderlegbaren Tatsachen. Es hängt davon ab, wie wir auf unsere Vergangenheit zurückblicken wollen. Wir brauchen neue geschichtliche Konzepte.“



Heute leben in Ungarn – obwohl keiner die genaue Zahl weiß – noch 150.000 Juden, in Budapest 60.000. Die Architektur der prächtig imposanten Synagoge in der Dohány Straße, in Pest, ist außen vom Islam geprägt. Innen aber weist sie, dank des christlich-deutschen Architekten Ludwig Förster, der nie den Fuß in eine Synagoge gesetzt haben soll, mehrere christliche Einflüsse auf, unter anderem zwei Kanzeln. Die dortige Gemeinde nennt sich Neolog, eine liberale Glaubensrichtung, die, zumindest im 19. Jahrhundert, die Magyarisierung – Assimilation – der Juden befürwortete. Auch jetzt, erzählte der junge Reiseleiter, singe samstags – am Schabbat – in der Synagoge ein Nonnenchor; damit am heiligen Ruhetag kein Jude bezahlte Arbeit leisten müsse. Eine verwirrende Diskrepanz also. Während der Führung fielen einige abfällige Bemerkungen über die Budapester Reformrabbinerin Katalin Kelemen – nämlich, dass sie „zu palästinenserfreundlich“ sei, was Frau Kelemen selbst allerdings nicht wusste. Sie ist bis jetzt die einzige Rabbinerin Ungarns. Ihre kleine Gemeinde Sim Schalom – Schenk Frieden – betet in anderen Räumen, weil es noch keine eigene Synagoge hat.

Da die Aufgabe von Esthers Tasche darin besteht, die noch nicht erzählten Geschichten von Jüdinnen zu recherchieren

und Geschichte überhaupt feministisch zu erforschen, trafen bei Diversities jüdische Frauen der Gegenwart auf jüdische Frauen der Vergangenheit, die meisten von ihnen leider unbekannt: Selbst wenn Henrietta Szold einen bekannten Namen hat – sie wanderte im 19. Jahrhundert aus Ungarn in die Vereinigten Staaten ein – hat man vergessen, dass sie die Hadassa-Organisation für Frauen in Amerika und später in Palästina ins Leben rief. Andere, erzählte Prof. Shulamit Reinharz, Soziologin und Leiterin des Hadassa-Brandeis Institutes der Universität Brandeis, seien wiederum völlig unbekannt geblieben oder in Vergessenheit geraten. Jedes amerikanische Schulkind kenne das Gedicht „Der neue Koloss“, sagte sie, das der Freiheitsstatue im Hafen von New York gewidmet ist. Wer kennt noch dessen Autorin, Emma Lazarus, schon 38-jährig verstorben? Manya Wilbushewitz Shohat, die tatsächliche Gründerin der israelischen Kibbuzbewegung, war lebenslang verurteilt, im Schatten ihres Ehemannes Israel Shohat zu stehen, Gründer des Hashomer, eines frühen Vorläufers der

israelischen Armee. In der beeindruckenden Fotoausstellung von Zsuzsa Toronyi, „Doppelte Emanzipation“, lächelten die Gesichter ungarischer Jüdinnen der Vorkriegszeit auf uns herunter: Schauspielerinnen, Wissenschaftlerinnen, Künstlerinnen. Wer kennt heute Laura Poányi, Rózsi Bársony oder Emma Lederer, die Feministin und Pazifistin Rosika Schwimmer? Nur die Konzertpianistin Annie Fischer war mir bekannt; allein ich wusste nicht, dass sie Jüdin war.

Die Schicksale dieser Frauen und vieler anderer, die es schwer hatten, sich durchzusetzen, sollen uns heute den Rücken stärken, meinte Andrea Pető. Obwohl sie darauf bestand, dass diese „jüdischen Frauenvorbilder“, die uns auf der Konferenz nach und nach vorgestellt wurden, nicht tendenziös gewählt worden seien, und jede Frau letztendlich ihr eigenes Glück suche, gab es mehrfach unter ihnen engagierte Zionistinnen und auf andere Weise in jüdischen Gemeinden tätige Frauen. Die bescheidene Katarina Lofflerova war auch ein geschätztes Mitglied ihrer Gemeinde, und unter den anwesenden Frauen, bestätigte Dr. Pető, kämpfen die meisten innerhalb ihrer Gemeinden und Gemeinschaften, um die eigenen Vorstellungen zu verwirklichen.

Und Hilde Spiel? Die assimilierte Wiener Schriftstellerin –

porträtiert auf der Konferenz von Dr. Eleonore Lappin – Tochter getaufter Juden, wollte nicht einmal eingestehen, sie sei jemals jüdischer Herkunft gewesen. Unter den sonst allzu würdigen Jüdinnen sticht sie hervor wie ein bunter Vogel. Als empfehlenswertes Vorbild war sie bestimmt nicht gedacht, sondern nur als eine „Diversity“. Letztendlich ging es auf der Konferenz um Kontinuität und Brüche und jüdische Identität. Wie tragen wir es weiter, unser Judentum, was müssen wir tun, um es nicht zu verlieren, waren häufig gehörte Töne, besonders von Prof. Shulamit Reinharz. Was das Thema interkultureller und interreligiöser Dialog anbelangte, hatte sie Vorbehalte: Kompromisse führen oft zur Aufgabe eigener ethischer Werte, erklärte sie. Wir können uns mit anderen nur auf einer bestimmten Ebene verständigen, und sobald es hart auf hart kommt, sehen wir, dass wir beide unüberbrückbare Positionen vertreten. Und das, obwohl sie und Marina Calloni, ordentliche Professorin für Soziale und Politische Philosophie aus Mailand, beide eine pluralistische Gesellschaft befürworteten. Weitertragen, nichts aufgeben, andere Frauen beklagten fehlende orthodox-religiöse Aspekte und Themen auf der Tagung; der Drang – besonders in den jüdischen Gemeinden Osteuropas – zur chassidischen Bewegung Chabad – wurde immer wieder erwähnt und bedauert. Aber Chabad (der Name wird aus hebräischen Begriffen für Weisheit, Intelligenz und Wissen zusammengesetzt) biete jüdische Nestwärme und Zugehörigkeitsgefühle. Also doch vielleicht verständlich, wenn viele sich davon angesprochen fühlen, mussten sie widerwillig zugeben.

Und wie leben überhaupt jüdische Menschen heute in Ungarn? Zwei junge Frauen gaben einen kurzen, prägnanten Überblick: Linda Bán, blond und attraktiv, ist die Frau eines Rabbiners – eine Rebbezen – und gleichzeitig Heiratsvermittlerin. Ja, irgendwie, das wollen die Leute immer noch: einen jüdischen Partner oder eine Partnerin, auch wenn sie selbst vom Judentum nur wenig Ahnung haben, und am liebsten einen Partner unter den einheimischen Juden, keine Importe aus dem Ausland. Und so läuft es: Ihre Kollegin Edina Schön, eine lebhaft, engagierte Betriebswirtschafterin, leitet das Golem Jüdische Theater. Und was könnte besser sein als ein Abend im Theater? Jemand kauft sich eine Karte, das ist ein-



fach, aber allein ins Theater zu gehen macht nur wenig Spaß, also ruft Frau Schön Frau Bán an, und Frau Bán sucht einen zweiten willigen Theaterbesucher oder eine –besucherin. Jüdisches Theater, das weckt auch jüdische Gefühle, sagt Edina Schön, der Abend wird zu einem jüdischen Erlebnis, und das ist der erste Schritt zur jüdischen Kultur, zu den Feiertagen und Festen, den Traditionen, und wer weiß ... Aber Linda Bán räumt ein, dass es sich hier um einen langwierigen, nicht immer erfolggekrönten Prozess handele. Vielleicht geht es nach dem Theaterbesuch und den Festen weiter zu einer der Budapester Synagogen – da, wo die Nonnen singen, muss es nicht unbedingt sein, Chabad vermutlich auch nicht, ein paar andere kämen wohl in Frage – und zuletzt landet man in der jüdischen Gemeinde. Ja, Vermarktung, hörte ich immer wieder, so wird jüdische Kultur, das Judentum heute und jüdisches Leben überhaupt vermarktet. Die schmackhaftesten Angebote, wohl aus dem Supermarkt Rothschild, der sich in Budapest mehrerer Filialen erfreut.

Als die Konferenz stattfand, hatte das israelische Militär erst aufgehört, den Libanon zu bombardieren, und das Ausmaß der Tötungen und Schäden durch die Streubomben im Südlibanon, die nach der Waffenruhe abgeworfen wurden, war noch unbekannt. Der Anblick immer wieder zur Melodie von „Schalom Alejchem“ – Friede sei mit euch! – im Reigen fröhlich tanzender Teilnehmerinnen – störte leider nur ganz wenige.

Bereits in ihrer Eröffnungsrede mahnte die israelische politische Aktivistin Prof. Alice Shalvi, dass Israel unser Land sei, das Land unserer Väter, feministisch gesagt, das Land unserer Mütter, selbst für diejenigen, die die israelische Politik kritisieren ... Aber wer in diesen Kreisen traute sich nur? Israelkritische Feministinnen wurden von Alice Shalvi und Shulamit Reinharz als „linksextrem“ abgetan, obwohl beide Referentinnen – selbst Frau Reinharz – den Dialog mit Palästinenserinnen und arabischen Frauen im allgemeinen sehr befürworteten: Tapfere muslimische Frauen in ihrem Aufbegehren gegen die von Männern geprägte Gesellschaft seiner sogar – so Prof. Reinharz – die Hoffnung unserer aller Zukunft: „Sie werden die Welt retten“, sagte sie. Genau in welchem Sinne hat sie allerdings nicht erläutert, obwohl sie zugeben musste, dass das heutige Israel kein demokratische Staat sei:

„Eines der Prinzipien einer Demokratie ist die Trennung von Staat und Kirche, und das ist eben das Problem, sobald wir aufs Jüdische zu sprechen kommen. Wenn der Staat jüdisch sein soll, dann gibt es keine solche Trennung, und bestimmte Gruppen genießen mehr Staatsbürgerschaft als andere. Das ist also ein unlösbarer Widerspruch. Es kann sein, dass die religiösen jüdischen Behörden zu viel Macht hatten, und diese nimmt nun ein wenig ab, während andere Staatsbürger wie die israelischen Araber, zu wenig vertreten waren, und das nimmt nun etwas zu. Es wäre mir recht, wenn sich alle in einer immer besseren Richtung entwickeln würde, angenommen, dass es diesen Widerspruch immer geben wird.“ Sonst wurde Israel-Palästina auf der Konferenz nicht thematisiert; im Vorfeld hatte es Streit, gar einen Skandal gegeben

Dr. Andrea Petö war von der ungarischen Regierung für den Ausschuss der CEDAW (Konvention zur Eliminierung der Diskriminierung von Frauen), eines Gremiums der UNO, nominiert worden. Die bisherige Vertreterin Ungarns, Prof. Krisztina Morvai, deren Auftrag diesmal nicht verlängert wurde, schrieb einen Brief an die Vorsitzenden der UN-Missionen in New York, in dem sie angeblich behauptete, dass Dr. Petö nominiert worden sei, weil sie Jüdin und Esthers Tasche eine einflussreiche prozionistische Organisation sei. Dr. Petö erhielt nur 71 Stimmen anstatt der notwendigen 96 von den 84 stimmberechtigten Staaten.

Zuerst beschimpfte mich Frau Morvai als Zionistin, später als Jüdin", sagte Andrea Petö. Beim Gedanken, dass Esthers Tasche eine einflussreiche zionistische Organisation ist, lachte sie auf: „Wir haben keine solchen Ambitionen und sowieso ganz andere Vorstellungen von Macht! Zionismus ist nicht mal unser Thema. Unsere Organisation kümmert sich um das jüdische Kulturerbe. Wir sammeln die nicht erzählten Geschichten von Holocaustfrauen, wir haben einen feministischen Filmclub, wir machen Ausstellungen. Dieser ganze Vorwurf ist nur ein antisemitischer Vorwand.“ Wieder lachte sie: „Übrigens bin ich sicher, dass vor dieser Sache nicht mehr als 50 Menschen in ganz Ungarn jemals von Esthers Tasche gehört hätten!“

Die ganze Affäre ist inzwischen zu einem Wespennest geworden, mit Behauptungen und Vorwürfen auf allen Seiten. Ob die Kommentare und der Brief von Prof. Morvai in der Tat die Wahlergebnisse beeinflussten, wird für unwahrscheinlich gehalten. Ungarn müsste dieses Mal beim CEDAW-Ausschuss nicht vertreten sein; es gibt eben nur 23 Plätze für 184 Mitgliedsstaaten.

Nach den CEDAW-Dokumenten hat sich Krisztina Morvai für Palästinenserinnen in der West Bank eingesetzt und die fehlenden Rechte der arabischen Staatsbürgerinnen Israels – Bürgerinnen zweiter Klasse – beklagt. Beides stimmt. Prof. Morvai sagt, dass die israelische Regierung sich mit der ungarischen in Verbindung gesetzt habe; deshalb plädiert sie dafür, dass Mitglieder des Ausschusses ihre Arbeit ohne die Vermischung von Regierungen durchführen können. Sehr wahrscheinlich also, dass ihre Haltung der israelischen Regierung nicht gerade gefallen hat. Nach den Dokumenten war Krisztina Morvai allerdings nicht die einzige CEDAW-Vertreterin, die die israelische Politik kritisierte, nur eine von mehreren. Als „Antisemitin“, nebenbei erwähnt, ist sie sonst auch nicht bekannt.

Wie das auch sein mag, gab es bei der Tagung verstärkte Sicherheitsvorkehrungen; die Organisatorinnen fürchteten sich vor einem Ansturm der ungarischen Medien, der – leider wiederum ausblieb.

Wahrscheinlich wegen der CEDAW-Angelegenheit entschieden sie sich gegen die geplante Vorführung des israelkritischen Films der Videokünstlerin Tanya Ury: Promised Land (Das gelobte Land). Da die Künstlerin selbst nicht anwesend sein konnte, wollten sie sich angeblich auf eine Vorführung anschließender Diskussion nicht einlassen.

Der unverfängliche Film, der gezeigt wurde: Forever Yours – „Ewig Dein!“ – und die Diskussion danach fanden hingegen in der Abwesenheit der Regisseurin statt.

Dank der Berichte der Frauen aus Georgien, Aserbaidschan, aus Bulgarien und Polen war das interessanteste Ergebnis der Konferenz wohl der kurze Einblick, der uns in die „Societies in Transition“ gewährt wurde, Gesellschaften und Traditionen im Wandel, insbesondere die Probleme der verschiedenen Ethnien. Svenka Savič aus Nowy Sad stellte die Früchte ihrer Recherchen zu Frauenidentitäten in Wojwodina vor: Nicht nur jüdische Frauen sind in ihrem Buch „Women's Identities in Vojvodina 1920–1930“ vertreten, sondern sechs Frauen mit verschiedenen ethnischen Hintergründen, die dort geboren wurden, als die k. u. k. Monarchie auseinanderbrach, und die Provinz Wojwodina in das frisch gebildete Jugoslawien einverleibt wurde.

Die Frauen, die dort aufwuchsen, waren ungarisch, jüdisch, deutsch und serbisch, jede aus einem anderen Kulturkreis, viele jedoch gemischter Herkunft. Heute sind unser aller Identitäten geteilt, nicht nur die jüdischen, und dieses Bewusstsein gewinnen wir am intensivsten gerade unter den Menschen Osteuropas, wo verschiedene Volksgruppen von anderen verdrängt werden – wie die in der Wojwodina lebenden Ungarn durch die Serben – und ihre spezifischen Kulturen allmählich verschwinden.

Jetzt ist Ungarn selbst wieder im Umbruch: Gerade in diesen Tagen wurde die Revolution 1956 gefeiert, mitten in frischen Turbulenzen. Mehrmals wurde auf der Tagung erwähnt, dass ungarische Juden nicht nur wegen sowjetischer Repressalien damals Ungarn verließen, sondern auch infolge ihrer Befürchtungen vor einem neu aufkommenden Nationalismus: „Die 56er-Revolution war nicht nur eine Revolution gegen das stalinistische System in Ungarn“, erklärte Andrea Petö, „es war auch eine Revolution gegen die staatliche, feministische Emanzipation. Die Arbeiterräte stellten konservative Forderungen, zum Beispiel gegen Abtreibung: Frauen sollen mehr Kinder gebären, Abtreibung sei nur vom antipatriotischen Kommunismus gestattet. Es gab verstärkt patriotische, antisemitische Untertöne. Revolutionen sind nicht immer unbedingt das Richtige. Manchmal lassen sie sich durch Vorstellungen und Projektionen leiten, die sich als schädlich und konservativ erweisen können.“

Als zukünftige Tagungsorte sind Sofia und Wien im Gespräch. Dürfen nach den hektisch gefüllten Tagen in Budapest die Frauen von Bet Debora und Esthers Tasche tatsächlich hoffen, dass sie etwas schaffen können, um die Welt ein wenig besser zu machen? Eine neue Herausforderung?

[www.centropa.org](http://www.centropa.org)

Hashomer wurde später Zahal – die israelische Armee. Nicht zu verwechseln mit der ehemals linken, sozialistisch zionistischen Organisation Hashomer Ha'Zair (Der junge Wächter)

Chassidismus: mystische Strömung Osteuropas im 18. Jahrhundert, von Baal Schem Tow, dem Meister des Guten Namens, ins Leben gerufen. Cha-bad: Chassidische Strömung von Schne'ur Salman ben Baruch aus Ladi (Litauen) geschaffen

Women's Identities in Vojvodina (1920-1930), Serie: Oral Histories, Futura publikacije, Novi Sad, 2006